

## Krieg in der Herzklinik

*Chirurgen ohne Berufsbevilligung, falsche Arztbriefe, eine geschmuggelte Leiche: Am Herzzentrum Bodensee wirft eine Gruppe von Ärzten dem Spitalbesitzer hässliche Dinge vor.*

Ein Gefecht ist im Gange. Seit Jahren schon, aber in den letzten Monaten hat sich die Lage verschärft. Auf der einen Seite stehen der Besitzer der Klinik, sein kaufmännischer Direktor und dessen Ehefrau. Auf der anderen Seite steht eine Gruppe von Oberärzten, angeführt von zwei Chefärzten. Die wollen den «Gangstern», wie sie die Klinikleiter nennen, das Handwerk legen. In einer verschwörerischen Aktion probieren sie den Putsch. Der Besitzer der Klinik hält dagegen, er will endlich «wieder Ruhe haben» und geht mit Entlassungen gegen die Leute vor, die «mit der Presse reden» und sein Haus «mit erfundenen Geschichten verleumden». Beide Seiten spionieren einander gegenseitig aus, die einen fotografieren heimlich, wie die anderen heimlich fotografieren, beide Seiten gehen mit echten und fingierten Anschuldigungen aufeinander los, am 19. September dieses Jahres ist es zu einem Zusammenstoss gekommen im Büro des Direktors. Der setzt nun einen externen Spezialisten für Notsituationen ein. Einen Aufräumer.

Angefangen hat der ärztliche Widerstand vor neun Jahren. In einer Kneipe in Gottlieben, Kanton Thurgau, trafen sich ein paar Ärzte, immer wieder, es war «ein Auskotzen», sie hatten genug von den «Unsicherheiten» und davon, dass die Klinikleitung «eine Blackbox» ist, wie einer es formuliert. Die Unsicherheiten: «ob wir nicht eines Tages mit drinhängen in der ganzen Sache». Einmal haben Ärzte eine Leiche geschmuggelt, offenbar auf Anweisung des Spitaldirektors, haben einen toten Tamilen heimlich über die Grenze gebracht, von Deutschland zurück in die Schweiz. «Wenns nicht so traurig wäre, wärs lustig», sagt einer der Ärzte, der damals an der Aktion beteiligt war. Er ist ein Mann mittleren Alters, hat lange, dunkelbraune Haare, hinter dem Kopf ordentlich verknotet, er trägt eine Hornbrille, durch die er hinausschaut auf den Rhein. Der Arzt, der anonym bleiben will, weil die Welt der Herzmedizin klein ist, erzählt ruhig, ohne aufzubauschen, zwischen seinen Beinen steht ein Plastiksack mit Ordnern und Mappen. «Die Klinik ist mir nicht geheuer – dieses Gefühl hatte ich schon bald nach meiner Anstellung am Herz-Zentrum Bodensee», sagt er. «Ungefähr nach einem Jahr habe ich begriffen, was das Problem ist, dann habe ich ein weiteres Jahr gebraucht, um mir die Hörner abzustossen und einzusehen, dass ich es nicht ändern kann. Ein weiteres Jahr ist vergangen, bis ich eine Alternative gefunden habe. Die normale Aufenthaltszeit als Arzt in der Klinik ist drei Jahre.»

Der tote Tamile: Sellathuray S. Im Alter von 56 Jahren an Herzversagen gestorben. Er hatte 2001 auf dem schweizerischen Konsulat in Sri Lanka einen Asylantrag gestellt, lebte als Flüchtling mit seiner Familie in Frauenfeld, arbeitslos. Am 2. Mai 2004 verspürte er nach einem Spaziergang Atemnot und setzte sich zu Hause ans

offene Fenster, wie sein Sohn erzählt. Das brachte keine Linderung, im Gegenteil, am Mittag fühlte er einen starken Schmerz in der Brust, der bald in den Hals und beide Arme ausstrahlte. Er ging am Abend zum Arzt, der wies ihn ins Kantonsspital ein, wo man einen «akuten STEMI der Vorderwand» diagnostizierte, wie es im Spitaljargon heisst, also einen frischen Herzinfarkt, der Rettungswagen brachte Sellathuray S. ins Herz-Neuro-Zentrum Bodensee in Kreuzlingen. Weil dort die Intensivstation belegt war, wie sich ein Arzt erinnert, wurde der Patient nach einer ersten Katheteruntersuchung kurz nach Mitternacht mit dem spitaleigenen Rettungsdienst Rescuemed nach Konstanz ins Herz-Zentrum Bodensee gefahren. Sein Zustand verschlechterte sich, um 6.20 Uhr notierte der Arzt: «Hr. S. immer ansprechbar, bewegt alle Extremitäten», um 8.25 Uhr: «zunehmende Kreislaufinstabilität, RR 40/20», um 9.20 Uhr: «Abbruch sämtlicher Massnahmen». Dahinter ein Kreuzchen. «Wir glaubten, er sei Asylant, und dachten, es sei illegal gewesen, ihn über die Grenze zu bringen», erzählt einer der beteiligten Ärzte. «Jemand rief Martin Costa an, den kaufmännischen Direktor der beiden Kliniken. Costa hat uns angewiesen, wir sollten die Leiche in den Krankenwagen legen und ein EKG anhängen, damit es aussieht, als würde man einen Patienten transportieren. Jemand solle dann in der Schweiz den Totenschein ausstellen mit Todesort Kreuzlingen.» Der Arzt, der telefonierte, entgegnete dem Direktor, das sei Schabernack, er mache das nicht. Und legte auf. Noch am selben Morgen sprang ein junger Assistenzarzt ein, der mit dem Fall nichts zu tun hatte. Im Todesregister des Zivilstandsamts Kreuzlingen ist heute nachzulesen, dass Sellathuray S. am 3. Mai 2004 «um 9.20 Uhr in Kreuzlingen verstorben» ist. «An den Fall kann ich mich leider nicht mehr erinnern», sagt Martin Costa. «Wäre es so geschehen, woran ich mich wie gesagt nicht erinnern kann, wäre dies formal sicher unkorrekt.»

### **Dringendes Abraten**

Die Ärzte, die sich damals in der Gottlieber Kneipe trafen, schickten der Klinikleitung schliesslich eine E-Mail, aber die Sache versickerte. Dann erschien im Onlineforum «Arbeiten im Ausland» des «Deutschen Ärzteblattes» ein Beitrag von Stefan Ziege, dem ehemaligen Anästhesisten in Kreuzlingen: «Ein privates Krankenhaus namens Herz-Neuro-Zentrum Bodensee sucht aufgrund hoher Fluktuation immer wieder Ärzte. Trotz der reizvollen Umgebung kann ich von einer Tätigkeit dort nur dringend abraten. Denn (...) die Organisation ist derart, dass man als Arzt – insbesondere in höheren Positionen – ständig im Bereich von Übernahmeverschulden arbeitet.» Nach ein paar Wochen wurde der Thread gelöscht, auf Drängen des Klinikarztes, obwohl Ziege der Redaktion des «Ärzteblattes» angeboten hatte, seine Behauptungen zu belegen, wie er heute sagt.

Ein Jahr später: Bei der Schweizerischen Gesellschaft für Thorax-, Herz- und thorakale Gefässchirurgie geht ein vier Zentimeter dickes Dossier ein, ohne Absender. Die Gesellschaft reicht das Dossier weiter an den Kanton Thurgau, weil der Sekretär nach der Lektüre das Gefühl hat, «etwas stimmt nicht mit dieser

Klinik». Das Herz-Neuro-Zentrum steht auf der Thurgauer Spitalliste, der Kanton hat die Oberaufsicht. Einer, der damals das Papier in den Händen gehalten hat, sagt: «Es ging in dem Dossier darum, dass die Klinik die deutschen Steuerbehörden austrickse. Und es handelte davon, dass sich die Belegschaft vom kaufmännischen Direktor und seiner Frau unterdrückt fühlt.» Der Kanton Thurgau habe das Dossier schliesslich weggeschmissen, «weil die Anschuldigungen kaum belegt und anonym waren», sagt der Mann.

Zu Weihnachten vor drei Jahren erhält die Klinikleitung des Herz-Neuro-Zentrums einen Brief, wiederum anonym, eine Art Sündenregister, eine Aufzählung angeblich schlimmer Versäumnisse. Und dann, im Herbst 2012, schliessen sich sechs Oberärzte der beiden Kliniken in Kreuzlingen und Konstanz zusammen, im Hintergrund werden sie angeleitet von zwei Chefärzten, sie organisieren an monatlichen Treffen ihre «Gegenwehr», schreiben E-Mails, lassen sich von Anwälten beraten, ihre Angriffe auf die Klinikleitung münden am 19. September 2013 schliesslich in eine vom Direktor kurzfristig einberufene «Informationsveranstaltung».

Wie deutet der Besitzer der Klinik die formierte Auflehnung? «In der ersten Zeit, bis 1997, als es nur die Klinik in Kreuzlingen gab, war alles überschaubar, es gab direkte Kontakte mit den Mitarbeitern – da hat es meines Wissens so was nie gegeben», sagt Dierk Maass. «Es war ein offenes, sauberes Verhältnis. Die Probleme hängen mit der starken Vergrösserung des Unternehmens zusammen: dass eine zweite Klinik dazukam auf der deutschen Seite in Konstanz. Wir haben mit vierzig Leuten angefangen, jetzt sind es 350. Gleichzeitig muss ich sagen: Wir haben jede Woche Chefarztsitzung, und die ist dazu da, dass die Probleme auf den Tisch gebracht werden. Da kommt nichts. Das ist meine Kritik an unseren Chefärzten.»

Dierk Maass ist gerade siebzig geworden. Eigentlich wollte er die Klinik seinen Söhnen übergeben, dem Tobias und dem Robin, «jetzt wird es halt erst mit 75 so weit sein». Zu gross sind die Probleme. Zu böse die Attacken dieser Ärzteguppe. Er muss sie abwehren! Er muss die Angriffe der Zeitungen parieren, die von den Ärzten instrumentalisiert werden und seit einem halben Jahr seinen Ruf beschmutzen. Er hat einen Seminarraum gemietet im Zürcher Hauptbahnhof, im «Au Premier», und da kontert er nun die «Falschmeldungen» und «Verleumdungen», denen das «Magazin» seiner Meinung nach aufgesessen ist, links und rechts von ihm sitzen die Söhne, beide im Verwaltungsrat der Klinik. Maass strahlt eine sympathische Munterkeit aus, sein Gesicht ist wach und zugänglich. Ein sportlicher Mann mit Charisma. Er hat graue, gut frisierte Locken, trägt ein lila-blau-weiss gestreiftes Hemd, dessen oberste zwei Knöpfe offen stehen, auf seiner Brust baumelt eine Muschel, er redet mit fester Stimme, forsch und impulsiv, manchmal poltert er, zieht über die Leute her, «die solche Dinge erfinden», schimpft über die «Verschwörung», hinter der er einen alten Feind aus

der Anfangszeit der Klinik wittert, den Besitzer der Liegenschaft, er wird dann viel zu laut, bis ihn einer der Söhne stupst und ihm bedeutet: Lass gut sein.

Maass ist wütend. Für fünf Stunden reicht der Furor, dann sitzt er erschlagen da, er hat ein gerötetes, auf einmal müdes Gesicht. Es ist ihm nicht gelungen, den Eindruck zu entkräften, dass sich über die Jahre ein grosses Wursteln auf seine Kliniken gelegt hat und sie ihm irgendwie abhandengekommen sind. Immer wieder sagt er: «Das höre ich jetzt zum ersten Mal.» Der Eintrag im «Deutschen Ärzteblatt»? «Den kenne ich nicht.» Der tote Tamile? «Nie gehört.» Der Schimmelpilzbefall in seiner Klinik, seit drei Jahren brisant und vom kantonalen Gesundheitsinspektor inzwischen angemahnt, doch, davon hat er gehört. «Eine Aussenwand des Verwaltungsgebäudes ist betroffen.» Dass es eine Innenwand ist, und zwar in der Klinik selber, dass es grossflächigen Pilzbefall gibt im Bereitschaftsraum der Rettungssanitäter, wo die Männer essen und schlafen, angrenzend an den Raum, in dem medizinisches Material gelagert wird, Kleenex, Verbände, Katheter, das muss ihm schliesslich sein Sohn sagen. Dierk Maass, dem alles aus dem Gesicht fällt, fragt: «Wo ist dieser Raum?»

## **Gefälschte Dokumente**

Dierk Maass ist Herzchirurg und alleiniger Besitzer der CHC Holding AG in Kreuzlingen, unter deren Dach die beiden privaten Spitäler Herz-Neuro-Zentrum Bodensee in Kreuzlingen und das Herz-Zentrum Bodensee im deutschen Konstanz vereinigt sind. Martin Costa ist Geschäftsführer beider Häuser. Antoinette Airoidi, die mit Costa verheiratet ist, zeichnet als Vizedirektorin. Sie ist zudem Verwaltungsratspräsidentin der Firma Proventis Care Solutions AG in Oberägeri, Kanton Zug. Maass und Costa sitzen dort ebenfalls im Verwaltungsrat. Costa ist des weiteren Verwaltungsratspräsident der Firma Rescuemed AG in Kreuzlingen, eines privaten Rettungsdienstes.

Das «Magazin» hat 23 Ärzte ausgehört, in langen, heimlich geführten Gesprächen. Alle haben Angst. Es gibt aufgebracht Stimmen, es gibt nüchterne Stimmen. Es gibt rasende Jungärzte, die Gerüchte als Tatsachen darstellen und nicht davor zurückschrecken, dem Reporter gefälschte Dokumente auszuhändigen. Es gibt daneben die besonnenen Ärzte, die nur sagen, «was ich selber erlebt habe», und alles belegen können, sie sind in der Mehrheit. Alle Ärzte empfinden ein Unbehagen gegenüber der Klinikleitung, die einen sprechen von Dilettantismus und Wildwestmethoden, andere nur von Missmanagement. «Das Betriebsklima ist nicht sehr gut», sagt einer der Bedachtsamen. «Das ist für die Patienten natürlich nicht so günstig.» Man zweifelt grundsätzlich an der Absicht der Klinik. Verfolgt das Herzzentrum gar kein medizinisches Ziel – ist es bloss ein Alibi für den Herzchirurgen Maass? So was fragen sich die Ärzte. «Maass konnte nicht gut mit anderen Leuten, er ist immer wieder angeeckt mit seiner aufbrausenden Art. Es hat nirgends richtig geklappt. Dann konnte er das Spital kaufen, eine Klinik für ihn

allein, wo er Herzen operieren durfte, und niemand konnte ihn rausschmeissen. Das war der Kracher.»

Dierk Maass hört sich das an, zuerst ungerührt, dann schüttelt er energisch den Kopf. Noch so eine Bösartigkeit!, sagt sein Blick. Lauter Gemeinheiten! «Ich habe es nie im Leben geplant, eine Klinik zu besitzen. Hab nie daran gedacht. Es hat sich durch Zufälle so ergeben.»

### **Wild und choleric**

Maass ist in der Nähe von Hannover aufgewachsen, er hat eine jüngere Schwester, der Vater war Hausarzt. 1971 Ferien in Zermatt, er findet die Liebe: Claudia, Tochter eines erfolgreichen Autorennfahrers und Logistikunternehmers, der zudem mit Porsches handelt und mit Luxusjachten, ein wohlhabender Zürcher, der in Beverly Hills wohnt. Dierk Maass heiratet 1973 die Freundin, wird Assistenzarzt am Universitätsspital Zürich, Handchirurgie. Er verdient 2300 Franken im Monat und fährt einen grünen Porsche. Wechsel zu Ake Senning, dem grossen schwedischen Herzchirurgen am Unispital. Marko Turina, Jörg Ulrich Kugelmeier, Dierk Maass sind Oberärzte unter Senning, und als der grosse Meister pensioniert wird, erbt Turina den Chefsessel. Maass hat keine Chance. Ein Arzt erzählt: «Wenn Maass in der Nacht die Verantwortung hatte, ging die leitende Schwester am nächsten Morgen zu Senning und sagte: «Wenn der noch mal Dienst macht, kündigen wir alle.» Maass ist wild und choleric, ihm fehlt der Überblick, er war aber nicht böse, es ist einfach sein Charakter.»

Maass geht nach Mainz, auch da knirscht es, zwei Jahre später kehrt er zurück nach Zürich, wo seine Familie lebt. «Höher, schneller, weiter – das ist Maass», sagt Hellmut Oelert, der frühere Klinikdirektor in Mainz. «Maass war brillant, ein Überflieger, das gibt unweigerlich Kollisionen.» 1987 eröffnet Maass im Zürcher Seefeld eine Praxis, er ist Belegarzt in der Klinik im Park, allerdings nicht lange, er hat Streit mit der Direktion. Dann: «die ersten nennenswerten Bergerlebnisse». Maass besteigt das Matterhorn, den Kilimandscharo. Es ist ein Weckruf. Er ist beseelt und angefressen jetzt, Bergsteigen, Fotografieren, Golf: Das sind Tätigkeiten, die an Bedeutung gewinnen in seinem Leben. Als Herzchirurg hingegen steckt er fest. Am Unispital Zürich verstellt ihm Turina den Weg, und in der Klinik im Park darf er auch nicht mehr operieren.

In der Praxis im Seefeld sitzt Antoinette Airoldi, die Arzthelferin. Maass hat sie über ein Zeitungsinsert gefunden. Sie hat Ideen. Sie weiss, wie das geht mit den Finanzen, mit der Planung, wie man abrechnet mit Krankenkassen. «Ich war kein Businessmann», sagt Dierk Maass. «Ich hatte lange nie etwas damit zu tun. Für mich gabs nur eine Sache: Operieren! Und das hundert Stunden in der Woche. Manchmal mehr.»

Dierk Maass gründet die CHC Cardiovascular Health Care mit Sitz in Oberägeri, Kanton Zug, die Geschäfte führt Frau Aioldi von der Zürcher Praxis aus. Ja, warum nicht Geschäfte machen? Das Ganze ist gut geölt. In Deutschland gibt es Ende der Achtzigerjahre eine Unterversorgung in der Herzchirurgie, in Frankfurt warten die Patienten sechs Monate auf eine Operation. Viele sterben auf der Warteliste. Es entsteht ein Medizintourismus ins Ausland, nach England und in die Schweiz. Maass bietet deutschen Kardiologen an, deren Patienten in der Schweiz zu operieren, in der Privatklinik in Genolier bei Genf und in der Privatklinik Valère in Sion. Er hat inzwischen Martin Costa kennengelernt, einen deutschen Krankenpfleger, der mit einem ausrangierten Rettungswagen die Transporte in die Schweiz durchführt. Die Firma CHC macht mit deutschen Versicherungen gut dotierte Pauschalverträge, gleichzeitig bezahlt die CHC die Leistungen der Westschweizer Kliniken – den Gewinn streicht Maass ein. Irgendwann merkt die Westschweizer Klinik in Genolier das und schaltet den Zwischenhändler CHC aus. Die nächste Entzweiung ist perfekt. Und die Herzabteilung der Klinik Valère, an der Maass mit 100 000 Franken beteiligt ist, geht in Konkurs.

Daneben operiert Maass Krampfadern. Am Hirslanden in Zürich, an der Berit Klinik im appenzellischen Niederteufen, in einer Privatklinik in London. Ein verrücktes Programm. Dierk Maass sagt: «In der Schweiz findet man das verrückt, ja. Aber für berühmte Leute wie den Herzchirurgen Magdi Yacoub war das normal. Der operierte zwei Tage in London, dann zwei Tage in Ägypten, dann einen Tag in einer Privatklinik auf dem Land. Es ist eine Mentalitätsfrage.» Maass ist rastlos, unermüdlich, getrieben; er macht nie etwas fertig, wie ein Freund von ihm sagt. «Stimmt schon», brummt Maass. «Das ist mein Problem: Wenn etwas funktioniert, verliere ich leicht die Motivation.»

## **Riesendesaster**

Im Jahr 1991 erfährt Maass von einem Kollegen im appenzellischen Teufen: Der Besitzer einer Klinik in Kreuzlingen sucht neue Mieter. Er denkt: Das wärs. Es ist die Geburtsstunde des Herzzentrums – und der Anfang eines Scharmützels, das zehn Jahre lang die Gerichte beschäftigt.

Vier Männer tun sich zusammen: der Besitzer der Klinik, ein Treuhänder aus Basel, Dierk Maass und ein zweiter Chirurg aus Zürich. Sie gründen im Oktober 1991 ein Privatspital, die Herz-Klinik Bodensee am Weinberg AG (die später in Herz-Neuro-Zentrum Bodensee umbenannt wird), und werden dessen Verwaltungsräte. Maass und der Chirurg aus Zürich geraten sich in die Haare, weil beide glauben, sie seien Chef. Maass gewinnt das Duell, ein Kollege aus Teufen stösst hinzu. Jeder steckt sein Geld in die Firma. Und schon ist wieder Feuer im Dach, der Umbau der Liegenschaft verzögert sich, man hat auf Juni 1992 Personal rekrutiert, die Ärzte und Schwestern stehen parat, kosten Geld, während gleichzeitig nichts hereinkommt. Es wird Herbst, das Geld schmilzt dahin, zwei Ärzte geben ein

Notdarlehen, jeder eine halbe Million, und dann dürfen sie durchatmen: Man habe einen Investor gefunden!

Am 26. November 1992 vollführt Dierk Maass die erste Herzoperation. Die Lieferanten bleiben misstrauisch, jeder Tupfer, jede Kanüle muss bar bezahlt werden. Sechs Wochen prüft der Investor das Unternehmen, Anfang Dezember sagt er Nein. Dass er es nicht mache. Panik im Verwaltungsrat. Nach sieben Operationen muss Chefarzt Maass den Betrieb einstellen, die Patienten werden ins benachbarte Kantonsspital in Münsterlingen verlegt. Jetzt geht der Kampf los, jeder gegen jeden. Die vier Verwaltungsräte hintertreiben Vorstösse der jeweils anderen, sabotieren und denunzieren sich gegenseitig, die drei anderen wollen Maass loswerden, sie treffen sich im Wald, weil einer glaubt, er werde vom Herzchirurgen ausgespäht. Dann verbündet sich ein Verwaltungsrat mit den Ärzten und Maass, zusammen hecken sie aus, wie sie den Besitzer der Liegenschaft ausbooten können, was schwierig ist, weil der ja immerhin Verwaltungsratspräsident ist. «Es war ein Riesendesaster», sagt einer. «Jeder sah im andern einen Gangster. Jeder hatte Angst um seine Kohle.» Ein anderer Beteiligter erzählt, während er in hysterisches Gelächter ausbricht: «Es war ein gottverdammter Krimi.»

Dierk Maass erzählt, er habe damals nur ein Ziel gehabt: dass die «Klitsche», wie er sie nennt, im Januar 1993 wieder aufgeht. Er wollte operieren. Er ging zu seinem treuesten Mitarbeiter und fragte: «Herr Costa, können Sie das machen? Kriegen Sie das hin?» Martin Costa konnte, irgendwie, und Antoinette Airoidi, die Zahlenfrau, die Costas Frau geworden war, half mit. Drei Monate später feierte das Herzzentrum Bodensee Wiedereröffnung, Maass hielt eine Rede vor den vierzig Angestellten, und sein Vater, der aus Norddeutschland angereist war, bannte sie auf Zelluloid. Costa und Airoidi waren die Retter in der Not, und zum Dank hat Dierk Maass die beiden mit viel Macht ausgestattet. Heute leiten sie die beiden Kliniken, Costa ordnet an, welche Patienten in Konstanz, welche in Kreuzlingen behandelt werden, er gibt – bei schweren Verläufen und Todesfällen – auch vor, was in Arztbriefen stehen darf und was nicht, und ändert diese manchmal, nach Rücksprache mit dem Arzt, ab. Seine Befugnisse reichen weit über das Kaufmännische hinaus und ins Medizinische hinein, Maass findet das in Ordnung. «Der Geschäftsführer kann das machen.» Und er fügt an: «Costa hat das Unternehmen in extrem schwierigen Zeiten hervorragend geführt. Mehrfach standen wir am Rand der Insolvenz, er hat es geschafft, dass das Unternehmen überlebt hat.»

Nach dem haarsträubenden Start kam die Klinik in Kreuzlingen in Schwung. Die Einnahmen stiegen, und als sich Maass 1994 für eine halbe Million Franken eine Wundermaschine kaufte, strahlte bald eine schöne Schlagzeile im «Blick»:  
**WELTPREMIERE IM HERZZENTRUM BODENSEE. ZWEI PATIENTEN WURDEN AM HERZ OPERIERT – OHNE ÖFFNUNG DES BRUSTKORBS!**

«Herzchirurg Dierk Maass gelang Sensationelles. Er operierte vergangene Woche zwei Patienten mit schweren Herzgefässerkrankungen.» Mit einer Laserkanone feuerte der Arzt auf schlagende Herzen, die dadurch entstehenden winzigen Löcher sollten im Herzmuskel neue Blutgefässe spriessen lassen. Auch der «Spiegel» feierte den Arzt als Pionier. Die Fachwelt war elektrisiert, Maass wurde an Kongresse eingeladen, in Paris verkündete er 1997 «ganz eindeutige Erfolge» und bekam stehende Ovationen. Aus ganz Deutschland reisten die Patienten nach Kreuzlingen, die Firma brummte. Ausbauen! Erweitern! In Konstanz errichtete Maass eine zweite Klinik, Eröffnung 1997. Und dann platzte die Laserblase.

Im Jahr 1999 veröffentlicht die renommierte Fachzeitschrift «Lancet» eine grosse Studie, die aufzeigt, dass die gelaserten Patienten eine höhere Sterblichkeit haben als die Patienten der Kontrollgruppe. Die Aktien des Laserherstellers krachen zusammen. Die Kliniken stellen ihre Geräte in den Keller. Nicht in Kreuzlingen. Hier wurde fleissig weiter gelasert. Woher sollten die Patienten wissen, dass der Laser überflüssig ist, wenn nicht gar schädlich? Sechs Jahre später, im Frühling 2005, bot das Herzzentrum Bodensee auf seiner Internetseite die Laserbehandlung noch immer als «neue Hoffnung» an, Dierk Maass setzte das Gerät weiterhin ein. Er war der letzte Mohikaner. Aber er sagt unverdrossen: «Der Angriff auf die Methode kam vom Zürcher Herzchirurgen Marko Turina. Und der hat es wahrscheinlich schwer ertragen, dass wir in der kleinen Kreuzlinger Klinik mit dem Laser dem grossen Zürcher Unispital voraus waren. Er schrieb Artikel, es sei eine schlechte Methode. Dabei waren die Meinungen über den Herzlaser immer kontrovers. Ich finde es auch heute noch eine gute Methode und würde sie bei mir selbst anwenden lassen, bei einem bestimmten Krankheitsbild.»

### **Kartellhafte Absprachen**

Zwischen Kreuzlingen und Konstanz: die Landesgrenze. Fluch und Segen. Mit der neuen Klinik auf der anderen Seite, drei Kilometer Luftlinie vom Herz-Neuro-Zentrum in Kreuzlingen entfernt, tut sich für Dierk Maass eine Möglichkeit auf – und es lauert eine Gefahr. Die Möglichkeit: Man kann Geld machen. Die Gefahr: Es könnte dem Zoll nicht gefallen.

In der Schweiz sind erst 2012 die sogenannten Fallpauschalen eingeführt worden, bis dahin kann ein Spital jeden Katheter, jeden Stent, jeden Herzschrittmacher einzeln abrechnen. Das Herzzentrum Bodensee machte mit dem Stent-Hersteller Jomed in Beringen, Kanton Schaffhausen, einen Deal: Jomed verkaufte Ballonkatheter und Stents zu einem erhöhten Preis an die Herzklinik in Kreuzlingen, zu jedem verkauften Ballonkatheter und Stent wurden dafür ein «Gratiskatheter» und ein «Gratisstent» an die Konstanzer Klinik geliefert. In dem Preis, den die Klinik in Kreuzlingen für das Material bezahlte und bei den Schweizer Krankenkassen in Rechnung stellte, war also auch der Preis für



das Material in Konstanz enthalten. Grob gesagt, finanzierten also Schweizer Krankenkassen die deutsche Klinik. Dies funktionierte bis 2003, als bei Jomed Bilanzfälschungen aufflogen und die Firma in Konkurs ging.

Überhaupt ist die Medizintechnik eine Goldgrube – sie ist abgeschottet, voller kartellhafter Absprachen. Da ist zum Beispiel der Handel mit Stents. Ein Stent ist ein winziges, röhrenförmiges Gittergerüst, das man nach der Aufdehnung eines verstopften Blutgefässes in dieses einführt, um einen erneuten Verschluss zu verhindern. Ein medikamentenbeschichteter Stent kostet in Deutschland 230 bis 400 Euro, in der Schweiz bezahlt man für denselben Stent desselben Herstellers zwischen 500 und 1500 Franken. Ein implantierbarer Defibrillator kostet in Deutschland 12 000 Euro, Operation und Spitalaufenthalt eingeschlossen. In der Schweiz (ohne Operation und Spital): 45 000 Franken. Ein Preisgefälle, das zum Schieben verführt. Die Klinik in Kreuzlingen versucht jedenfalls, mit den Fahrzeugen des hauseigenen Rettungsdienstes den «Gebietsschutz» der Hersteller zu umgehen, wie Mitarbeiter von Rescuemed sagen: «Ein Rettungswagen hat an der Grenze einen Vertrauensvorschuss, das nützt man aus.»

Stimmt nicht, sagt Martin Costa. «Rescuemed wird für den Warentransport nicht eingesetzt.» Sämtliche Warentransporte würden «ausschliesslich und nachweislich» über Speditionen abgewickelt. Maass fügt an, es könne schon sein, dass bei einem Notfall mal eine Herzklappe über die Grenze gebracht werde. «Allerdings nicht in einem Standardfall.»

Im Jahr 2005 gründen Dierk Maass, Martin Costa und Antoinette Airoidi in Oberägeri, Kanton Zug, die Proventis Care Solutions AG. Domiziliert ist sie bei einem Treuhänder, der 74 weitere Firmen hegt und hütet.

### **Das Magazin — Was ist Proventis eigentlich für eine Firma?**

Der Treuhänder — Ich gebe der Presse keine Auskunft, da müssen Sie sich an den Verwaltungsrat der Firma wenden.

### **Ist es richtig, dass es eine Briefkastenfirma ist?**

Das ist keine Briefkastenfirma, nein.

### **Eine richtige Firma mit Angestellten und so?**

Aber ja, eine richtige Firma.

### **Wie viele Leute arbeiten bei der Proventis?**

Nehmen Sie einfach das, was im Handelsregister gegeben ist.

### **Darf ich fragen, warum die Firma bei Ihnen domiziliert ist?**

Wir arbeiten für die Firma.

### **Sie nehmen die Post entgegen und leiten Sie weiter nach Kreuzlingen zu Martin Costa. Ist das Ihre Aufgabe?**

Auch das machen wir. Wir machen die Buchhaltung und alles. Sie sind vom «Magazin» des «Tages-Anzeigers»?

### **Genau.**

Und was wollen Sie da publizieren?

**Wenn Sie mit mir reden, sage ich Ihnen das gern.**

Ich sage nicht, dass ich nicht mit Ihnen rede.

**Meine Frage ist, ob Proventis eine Briefkastenfirma ist.**

Das ist sie nicht. Nein. Nein.

**Also gibt es Leute, die bei dieser Firma arbeiten?**

Richtig, ja.

**Ich meine, ausser Ihnen?**

Ich arbeite für sie.

**Ausser Ihnen: Gibts da noch jemanden?**

Nein.

**Was macht die Firma?**

Kauft Sachen ein und verkauft Sachen.

**Zum Beispiel?**

Das sage ich Ihnen nicht. Das Angebot ist sehr gross.

**Stents, Herzklappen, Katheter – richtig?**

Das kann es absolut sein.

**Diese Waren kommen zu Ihnen nach Oberägeri?**

Hören Sie. Wir hatten ein nettes Gespräch. Reden Sie doch mit dem Verwaltungsrat.

**Meine Frage ist nur: Kommen die Waren zu Ihnen oder nicht? Oder kommen nur die Rechnungen zu Ihnen?**

Die Rechnungen. Das ist schon richtig. Die Rechnung geht zu mir, die Ware geht zu Kunden.

**Die Ware geht direkt in die Klinik?**

(lacht) Also, das ... ähm, das wird schon eine Klinik sein, ja.

**Warum geht die Rechnung nicht direkt in die Klinik, sondern zu Ihnen?**

Das weiss ich auch nicht.

**Ich habe Abrechnungen, die Folgendes zeigen: Die Firma Boston Scientific liefert Stents ins Herz-Neuro-Zentrum in Kreuzlingen, der einzelne Stent kostet 608 Franken. Die Rechnung für diese Lieferung kommt zu Ihnen nach Oberägeri, zur Proventis. Die Rechnung von Proventis ans Herzzentrum, die Sie jetzt schreiben, ist 2100 Franken pro Stent. Wie muss ich mir das erklären?**

Das Material wird gut eingekauft. Was wollen Sie damit sagen?

**Der Besitzer der Proventis ist gleichzeitig der Besitzer der Klinik. Klinik und Proventis sind personell ein und dasselbe. Derjenige, der sich das zu überhöhten Preisen liefern lässt, ist der Gleiche, der es verschickt. Das zeigt der Blick ins Handelsregister.**

Sie sind vom «Magazin» des «Tages-Anzeigers»?

**Genau.**

Da nehme ich an, Sie wollen einen Bericht über die hohen Gesundheitskosten machen. Wichtig ist dabei, wie andere Schweizer Spitäler die Sachen einkaufen. Ob alle das machen. Die interessante Frage ist: Für wie viel kauft das Universitätsspital Zürich einen Stent ein? Wenn das wesentlich billiger ist als unsere Stents, dann ist

das für uns ein Problem. Aber wenns der gleiche Preis ist, dann ist das eigentlich absolut wurst.

### **Ist es denn der gleiche Preis?**

Proventis liefert sogar zu tieferen Preisen.

### **Können Sie das belegen?**

Sicher. Sie bekommen vom Verwaltungsrat der Proventis die Zahlen geliefert. Wir wussten, dass etwas los ist gegen die Proventis. Ich bin nicht überrascht, dass Sie mich anrufen, es ist mir lieber, dass Sie anrufen als das KGB in Moskau. Wenn Sie wissen, was ich meine. Also die eine Geschichte ist: Zahlt die Klinik in Kreuzlingen mehr als die anderen Spitäler für das medizinische Material? Und die andere Geschichte ist: Warum machen die beiden Firmen das überhaupt? Das ist die Frage, die Sie dem Verwaltungsrat stellen müssen.

Der Verwaltungsrat der Proventis löste das Versprechen des Treuhänders nicht ein. «Ich lege Ihnen doch nicht die Zahlen unserer Lieferanten auf den Tisch!», sagte Dierk Maass. «Es gibt auch noch Geschäftsgeheimnisse.»

Eine Umfrage des «Magazins» bei Schweizer Krankenkassen und bei grossen Herzkliniken zeigt: Die Spitäler bezahlen bei den Herstellern für einen medikamentenbeschichteten Stent zwischen 800 und 1700 Franken (im Vergleichsjahr 2011). Die Kliniken rechnen den Stent bei den Krankenkassen im Durchschnitt für 1300 Franken ab. In den Rechnungen des Herz-Neuro-Zentrums Bodensee an die Krankenkassen scheint der Stent mit 2781 Franken auf. Eingekauft wurde er für 608 Franken. Für jeden Stent sind also rund 2000 Franken in die Zuger Briefkastenfirma geflossen. Ein Bombengeschäft.

Im Schweizer Krankenversicherungsgesetz steht, Kliniken müssen Rabatte und andere Vorteile, die sie beim Einkauf von medizintechnischen Geräten erzielen, dem Versicherten weitergeben. Firmen, die mit Medizinalprodukten handeln, sind von der Regelung nicht betroffen. Ist Proventis nun, wie es im Handelsregister steht, ein Händler? Oder ist Proventis in Wahrheit bloss eine zwischen Klinik und Hersteller geschobene Kartonbude, die verschleiern soll, dass Klinik und Proventis eine Einheit sind? Mitarbeiter kleiner und grosser Krankenkassen, denen man die Konstruktion vorführt, reden von einer «unglaublichen Dreistigkeit», aber Betrug sehen sie in dem Mechanismus nicht. Sie weisen darauf hin, dass es keine Transparenz gibt in diesem Markt und die meisten Spitäler das ausnützen, jedes auf seine Art. Maass sagt: «Wir haben Proventis mit Fachleuten abgeklärt, da ist nichts Illegales dran. Im Krankenversicherungsgesetz steht nicht, dass der Zwischenhändler seine Gewinne an die Versicherten weitergeben muss.»

Dierk Maass hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr von seiner Herzklinik entfernt, buchstäblich, er ist wochenlang unterwegs, auf Trekkings in Patagonien, in Nepal, er klettert im Himalaja, er fotografiert, stellt auf den Reisen eigenartige, überbelichtete Fotos her, die viel Leere ausstrahlen und etwas Undurchschaubares

haben. Die Galerien reissen sich darum. Maass ist mittlerweile selber undurchschaubar, er ist ein Künstler geworden, und es ist, als ziehe er dadurch das Verworrene und Zweifelhafte an. Im Herz-Zentrum Bodensee ist die «Sportklinik Konstanz GmbH» eingemietet, Inhaber ist ein Dr. med. Michael Hein. Im Internet wird diese Sportklinik in aparten Sätzen und mit verführerischen Bildern präsentiert, Patientenzimmer, Operationssäle, ein Empfang mit Blumengestecken, alles ist da. In Wahrheit gibt es im zweiten Stock der Herzklinik nur einen Geisterflur. Er ist mit schwarzen Seilen abgesperrt. Eine Angestellte des Herz-Zentrums sagt: «Da ist nie jemand. Seit Jahren kein Mensch. Es gibt keine Sportklinik bei uns.» In der Herzklinik steckt also noch eine Scheinklinik – was hat das zu bedeuten? Michael Hein schreibt, nachdem er die Anfrage wochenlang unbeantwortet liess: «Die Aktivität in der Sportklinik Konstanz GmbH stellt eine Erweiterung meiner Tätigkeit als niedergelassener Vertragsarzt mit Schwerpunkt im operativen Bereich dar mit Eröffnung einer Anlaufstelle für die ambulante präoperative und postoperative Betreuung von Wahlleistungspatienten.»

Im Jahr 2006 hat Dierk Maass ein neues Lebenskapitel eröffnet: seinen Abgang. Er wollte mit 65 aufhören als Herzchirurg, mit 70 das Unternehmen den Söhnen übereignen. Er suchte einen passenden Herzchirurgen und fand ihn Anfang 2006: Dr. K. Der Arzt war schwer angeschlagen, und gleichzeitig galt er als guter Operateur. Dr. K. kam vom Universitätsspital Zürich, wo er, weil «charakterlich nicht kompatibel», am 1. Dezember 2005 gekündigt worden war, wie es aus dem Umfeld der Spitalleitung heisst. Gegen ihn lief zudem ein Strafverfahren wegen fahrlässiger Tötung, er hatte 2004 an einer vom Fernsehen begleiteten Operation am Unispital Zürich vorgeschlagen, der Herzpatientin Rosmarie Voser mit Blutgruppe 0 ein unverträgliches Spenderorgan der Blutgruppe A zu transplantieren, was in ein Schlamassel mündete und ein grandioses Medienspektakel zur Folge hatte.

In Kreuzlingen fing Dr. K. am 1. März 2006 als leitender Oberarzt zu operieren an. Dazu hätte er eine Berufsausübungsbewilligung des Kantons Thurgau gebraucht. Die bekam er gemäss Kantonsarzt Mathias Wenger allerdings erst ein halbes Jahr nach seiner ersten Operation, am 18. August 2006. Eineinhalb Jahre später, am 1. März 2008, setzte Dierk Maass Dr. K. im Herz-Neuro-Zentrum als seinen Nachfolger und Chefarzt der Herzchirurgie ein. Jetzt hätte der Arzt eine sogenannte «selbstständige Berufsausübungsbewilligung» gebraucht. Diese bekommt, wer fachlich qualifiziert ist und menschlich geeignet – denn nicht jeder, der einmal den Arzttitel erworben hat, ist auch befugt, Menschen aufzuschneiden. Um eine solche Bewilligung hatte Dr. K. bei den Thurgauer Behörden ersucht und beim Regierungspräsidium des Bundeslandes Baden-Württemberg in Stuttgart. Am 25. Juni 2007 war Dr. K., zusammen mit zwei anderen Herzchirurgen, in Zürich allerdings verurteilt worden, wegen fahrlässiger Tötung der Patientin Voser, er war der Hauptschuldige. «Wir haben uns gut und lange überlegt, ob wir ihm die Berufsbewilligung erteilen», sagt Max Dössegger, der damals Kantonsarzt

war. «Wir haben zunächst einmal das Urteil abgewartet. Und dann das Dossier hin- und hergewälzt. Nach Konsultation der Juristen folgte schliesslich der positive Entscheid.» Warum? «Dr. K. hatte sämtliche notwendigen Diplome und Unterlagen. Auch das Strafurteil stellte die Qualifikation nicht infrage, weshalb die Bewilligung erteilt werden musste.» Am 26. Mai 2008 erhielt Dr. K. die Berufserlaubnis als Chefarzt – drei Monate nachdem er als solcher eingesetzt worden war. Und in Deutschland? Da hatte er zunächst die Approbation erhalten, für ein Jahr (2006). «Die erste Berufserlaubnis ist immer befristet auf ein Jahr», sagt ein Sprecher des Regierungspräsidiums. «Dr. K. hat sich dann nicht mehr um eine unbefristete Erlaubnis bemüht, er hätte sie mit dieser Verurteilung auch nicht bekommen. Ab 2007 hatte er für Deutschland keine Approbation mehr.» In der Klinik in Konstanz hat Dr. K. also fünf Jahre ohne Berufserlaubnis operiert. In der Schweizer Klinik in Kreuzlingen war er insgesamt ein Dreivierteljahr ohne Bewilligung tätig. Derzeit ermittelt die Staatsanwaltschaft Konstanz deswegen gegen die Klinikleitung und gegen den Arzt, die Zürcher Staatsanwaltschaft ist mittels Rechtshilfesuch an der Untersuchung beteiligt.

Ach! Halb so schlimm! So was sagen Kardiologen im Thurgau. Sie finden das eine völlig überspannte Betrachtungsweise. Das sei doch bloss ein formaler Verstoss, ein Verwaltungsfehler, der für die Patienten unerheblich sei. «Hauptsache ist, ob einer ein guter Arzt ist. Meine Patienten sind mit Dr. K. jedenfalls zufrieden», sagt ein Kardiologe in Weinfelden. Ist K. ein guter Arzt? Im Herzzentrum selber polarisiert Dr. K. stark. Es ist offenbar schwierig, von seinen menschlichen Schwächen abzusehen. Er ist ungeduldig und hitzköpfig, beschimpft Kollegen vor anderen schon mal als «dumme Pisser» oder «teutonische Ärsche». Ein Oberarzt ist nach einem Streit, in dem Dr. K. donnerte, er werde ihn so klein hacken, dass er durch den Türspalt passe, zur Polizei gelaufen und hat ihn angezeigt. «Dass K. charakterlich nicht einfach ist, mag ja sein», sagt Dierk Maass. «Ich habe deswegen schon Gespräche mit ihm geführt und gesagt: Du, beherrsche dich! Diese Streitereien, das geht wirklich nicht! Ich glaube aber, es ist schon viel besser geworden.»

## **Verfehltes Operationsziel**

Anfang 2012 wird ein 62-jähriger Patient mit Herzproblemen ins Herz-Neuro-Zentrum gebracht. Die kardiologische Untersuchung zeigt: Das Herz ist beschädigt, in der rechten Herzkranzarterie fliesst kein Blut, im linken System der Arterien gibt es starke Veränderungen. Weil die rechte Herzkranzarterie nicht durchblutet ist, muss der Patient operiert werden, vorgesehen sind vier Bypässe. Dr. K. operiert. Sechs Tage nach der Operation wird der Patient noch einmal untersucht, man sieht: Das Operationsziel wurde verfehlt, die rechte Herzarterie ist nicht angeschlossen. So was kann dem besten Chirurgen passieren, sagen die Ärzte in der Klinik. Dr. K. hat bei der Operation den Ast nicht gefunden. Dr. K. verschweigt dies dem Patienten, im Entlassungsbrief schreibt er: «Die Kontrolluntersuchung zeigte hervorragende Ergebnisse aller Bypässe.»

Ein Jahr später erleidet der Patient einen Infarkt und wird in Kreuzlingen wieder eingeliefert, weitere Eingriffe sind nötig. Dr. K. erklärt selbst jetzt dem Patienten nicht, was los ist. Halb so schlimm, sagt Dierk Maass. «Wenn ich einen Patienten operiert habe, dem es gutgeht, und eigentlich alles perfekt ist, dann fange ich doch nicht an, mit ihm darüber zu diskutieren, warum ich die eine Kranzarterie vielleicht nicht gefunden habe. Ich fange doch nicht an zu diskutieren, ob irgendein Bypass nicht angeschlossen ist – das ist nicht praktikabel. Da verwirren wir den Patienten nur.» Der Patient sieht das natürlich ganz anders, er weiss, dass man ihn medizinisch besser behandeln, wahrscheinlich den Infarkt sogar hätte verhindern können, wären er und sein Hausarzt rechtzeitig aufgeklärt worden. Vielleicht wäre er heute nicht arbeitsunfähig. Der Patient überlegt sich nun, ob er die Sache vor den Richter bringen soll. Und viele Ärzte in der Klinik geben ihm recht: «Es ist doch kein Problem, nach einem Eingriff dem Patienten zu sagen, es sei schwierig gewesen, man habe nicht alles, was man vorgehabt hatte, machen können. Die Patienten können mit einer solchen Information umgehen», sagt ein Herzchirurg. «Es gibt aber etwas, das ein Patient auf keinen Fall will: angelogen werden.»

Der Konstanzer Staatsanwalt ermittelt. Wegen allem Möglichen: der fehlenden Berufserlaubnis des Arztes, wegen Einoperieren von menschlichem Herzklappengewebe ohne Zulassung der Kontrollbehörde, wegen Vorenthalten von Sozialabgaben. Das gezielte Hinaustragen derartiger Verstösse an die Medien rund um den Bodensee und ans Fernsehen und zur Staatsanwaltschaft in Konstanz, das hat Dierk Maass in eine schwere Not gebracht. Es gab eine Hausdurchsuchung im Juni. Es gab Einvernahmen. Dann gab es noch zwei weitere Hausdurchsuchungen Anfang November, eine in Kreuzlingen und eine in Konstanz. Es gibt wiederkehrende Anrufe von Journalisten, die Stellungnahmen zu immer neuen Ungeheuerlichkeiten einfordern. Und jetzt werden auch schon die Politiker nervös, an eilig einberufenen Pressekonferenzen teilen sie mit, sie wollten den Versorgungsvertrag mit dieser Klinik überprüfen lassen.

Patienten, die auf dem Weg in die Klinik sind, kehren um. Die Macht der Angst. Schwer, dagegen anzukommen. Maass holte sich Hilfe, Matthias Mölleney, bekannt geworden als letzter Personalchef der Swissair, heute Sanierer und Berater für «extrem schwierige Führungssituationen und komplexe Veränderungsprojekte» (so seine Homepage). Der soll es richten.

Maass ist unter Hochdruck, er weiss, dass sich ein Schatten auf die Klinik gelegt hat und es Gründe dafür gibt, aber alles ist aufgebauscht worden, findet er, alles ist zu gross jetzt, ja, es ist monströs geworden, und es kommt aus einer einzigen Ecke. Alles kommt von diesen gottverdammten Putschisten. Maass weiss, er sollte durchgreifen. Aber zuerst will er sich der Belegschaft stellen.

## **Illegale Herzklappen**

Am Abend des 19. September 2013 findet im Büro von Geschäftsführer Martin Costa eine dreistündige Informationsveranstaltung statt. Matthias Mölleneu wird als der neue Mann im Haus vorgestellt. «Herr Mölleneu soll Ratschläge erteilen, wie wir unser Verhältnis verbessern können», sagt Costa zur Belegschaft. Stühlerücken, Räuspern. Eine Stunde lang dreht sich alles um die Steuern. Frage: «Hat die Klinik eigentlich noch Steuern ausstehend?» Martin Costa: «Es gibt kein Prozedere zwischen der Schweiz und Deutschland, wie der Einsatz von Mitarbeitern zu melden ist. Wir haben uns jetzt entschlossen, die Arbeitszeiten zu erfassen und die nötigen Rückstellungen zu bilden.» Zwischenruf: «Man hat also Rückstellungen gemacht für den Fall, dass die geschuldete Steuer eingefordert wird? Tschuldigung, aber es ist doch für ein Unternehmen keine schlechte Devise, die Steuern zu bezahlen!» Gelächter. Costa sagt: «Die Tatsache, dass wir diese Rückstellungen gemacht haben, zeigt ja, dass wir zu dieser Forderung stehen.»

Nächstes Thema, die Arbeitsbelastung. Jemand spricht die Pickettdienste an, dass überall Personal fehle, dass man übermässig beansprucht werde, dass man manchmal drei Wochen hintereinander Notfalldienst habe. «Ist doch eine Frage der Wertschätzung der Mitarbeiter, ob die Chefs so etwas zulassen oder nicht.» Martin Costa: «Ich gebe zu, dass alle Assistenzärzte eine hohe Zahl an Überstunden haben, aber nirgends ist es so, dass wir bezüglich Arbeitsgesetz in einen problematischen Bereich kommen.» Dierk Maass sagt kaum was. Martin Costa schwingt die grossen Worte.

Die Klagen drehen sich schliesslich darum, dass man nicht informiert werde, dass man nicht wisse, was von den Dingen stimmt, die derzeit in den Zeitungen stehen, von der falschen Ärztin, die in der Klinik gearbeitet hat, von den illegalen Herzklappen aus Tschechien, von den Strafverfahren, und dann hält Martin Costa eine lange Rede, er hat eine sanfte, modulierte Stimme, er sondert Managergesülze ab, das in ein Gebot mündet: «Wir müssen mehr miteinander statt übereinander reden!» Das Schlusswort hat Matthias Mölleneu: «Meine Aufgabe heute konnte nicht viel mehr sein als zuzuhören. Meine Aufgabe hier ist es, erst einmal eine Diagnose zu machen – was genau läuft denn eigentlich gut, was schlecht? – und dann zu analysieren, warum das Gute gut läuft und das Schlechte schlecht. Die Ursachen zu finden dafür. Das geht nur durch den Dialog mit Ihnen. Wir haben jetzt viel über die Hardware gesprochen, meine Aufgabe ist die Software – das sind Sie, und davon verstehe ich eine ganze Menge. Ich bin also eine Ansprechperson für Sie.»

Zwei Wochen nach der Veranstaltung kommt Dierk Maass zu einem Entschluss. Er wird den Chefarzt der Kardiologie feuern. «Irgendwann läuft ein Fass über», sagt er. «Ich habe gemerkt, die Loyalität ist nicht mehr da. Da muss man handeln. Wenn Kardiologe und Herzchirurg gegeneinander arbeiten, das ist in einer Klinik unerträglich. Das ist gefährlich und nicht akzeptabel. Und dann hat der Kardiologe mit der Presse geredet, er weiss ganz genau, dass das nicht geht.»

Am Freitag, den 11. Oktober 2013, arbeitet der Chefarzt der Kardiologie im Katheterlabor in Kreuzlingen, als ihn die Mitteilung ereilt, Professor Maass suche ihn. Er arbeitet jetzt seit zwanzig Jahren in der Klinik. Er geht in seinem weissen Kittel hinaus, überquert die Weinbergstrasse und betritt das Verwaltungsgebäude der Klinik. Maass, Costa und ein Buchhalter erwarten ihn. «Wir müssen Ihnen die Kündigung aussprechen.» Der Buchhalter händigt die Kündigung aus. «Und wir haben beschlossen, Sie ab sofort freizustellen.» Der Buchhalter liest die Freistellungserklärung vor. Dann fragt Martin Costa: «Möchten Sie etwas sagen?» Der Chefarzt schaut die andern an. «Nein, alles klar.»

In diesem Moment habe er nur gedacht: Das ist der «point of no return», wie er später erzählt. «Ich habe gedacht: Okay, gut so. Diese Klinik wird kollabieren. Dank dem Rauschmiss ist klar, dass ich nicht zu den Deppen gehöre.» Der Chefarzt der Kardiologie muss noch den Empfang der Kündigung quittieren, dann geht er mit Tobias Maass über die Strasse, zurück ins Katheterlabor, zieht sich um, betritt sein Büro, wo er den privaten Laptop in den Rucksack schieben will, Tobias, der hinter ihm steht, sagt: «Elektronische Geräte bleiben da.» Der Arzt geht hinaus.

Der Chefarzt der Kardiologie ist weg. Dierk Maass ist weg, gewissermassen. Er reist derzeit in Südamerika, Anfang Dezember fährt er weiter nach Miami Beach, an die Art Basel. Die Klinik? Ein Hexenkessel.

Am 8. November 2013 ruft beim «Magazin» ein deutscher Journalist an. Er habe gerade von Ärzten der Klinik erfahren, das «Magazin» bringe einen Artikel, eine einzige grosse Verteidigungsschrift für die Spitalleitung. Ob es stimme, dass Martin Costa dem «Magazin» dafür eine Million Euro bezahlt habe? •

Mathias Ninck